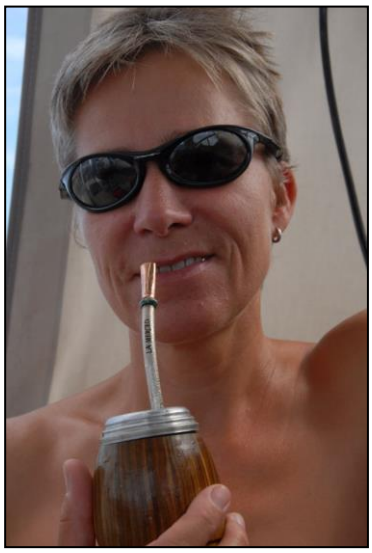
Just do it´s
Standortmitteilungen

SOM 25:
Es geht doch nach Westen

3.000 Meilen Wasser. Nach langem Diskutieren, vielem Hin und Her, immer wieder umgeworfenen Entscheidungen, nun gilt´s. Der Pazifik liegt vor uns. Auch wenn wir schon einige Meilen vor uns haben, ein leichtes Ziehen macht sich in der Magengegend bemerkbar, als wir die Post Office Bay auf Floreana verlassen. Was werden die nächsten Wochen bringen? Werden die Passatwinde freundlich sein? Wird alles halten? Was machen wir mit der vielen Zeit? Doch keine Panik, für Kurzweil wird gesorgt. Und zwar stante pede, oder wie das heißt. Wir rauschen gerade schön mit frischem Ostwind los, da hört der Wind auf. Was soll das denn? Immerhin, der Strom treibt uns genau dorthin, wo wir hin wollen. Vor uns tauchen nach kurzer Zeit Windriffeln auf dem blanken Meer auf. Doch was ist

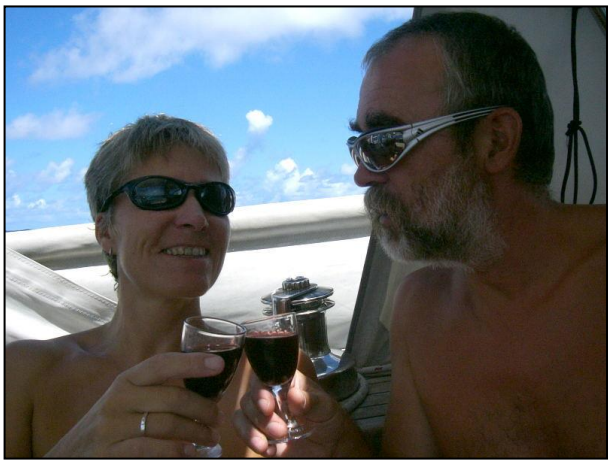


das? Der Wind kommt aus West? Das ist ja völlig verkehrt. Es scheint so, als hätten wir Südwind, der einmal links und einmal rechts um die Insel herumbläst und wir sind soeben durch den Bereich getrieben, wo sich die abgelenkten Winde wieder treffen. Müssen doch tatsächlich noch einen Kreuzschlag machen, um von der Küste frei zu bleiben. Kaum zu glauben. Also halten wir erst mal nach NW. Doch dann dreht der Wind wie erwartet auf südlichere Richtungen, behält aber doch eine leichte westliche Tendenz. Immerhin. Wir holen die Schoten dicht und segeln unerwartet hart am Wind in die richtige Richtung. Immerhin, wie schon erwähnt.

Und das bleibt auch so, die ersten drei Tage. Dann schläft der Wind ein. Gefangen in einem weiten windlosen Feld, wie uns die Wetterkarten und die *gribfiles* verraten. Unwillig schmeißen wir die Maschine an, aber was hilft das Jammern. Wir wollen ein unangenehmes Seegebiet nördlich umgehen, daher fahren wir zunächst stur nach Westen, bis wir etwa 98 ein halb Grad westlicher Länge erreicht haben, dann erst steuern wir Süd, um in die Bereiche zu kommen, in denen mehr Wind versprochen wird. Und das geht dann auch wunderbar. Auf etwa 5° Süd nehmen wir einen frischen Hauch auf, und von nun an wird uns der Wind auch nicht mehr verlassen. Dabei sind wir allen gutgemeinten Ratschlägen aus den Funkrunden gegenüber taub, die uns weiter nach Süden treiben wollen. Und unsere Sturheit wird belohnt, wir können fast 17 Tage lang mit halben bis raumen Wind segeln und vermeiden den ungeliebten Wind von achtern, den unser Boot nicht so sehr mag, und der uns immer viel Arbeit mit den Spibäumen und den Segeln beschert. Er lässt sich also ruhig an, unser Megatörn. Ruhig? Na ja. Zeit, liegen gebliebene Dinge zu tun. So repariere und leime ich einen zersplitterten Teil unseres Niederganges. Er war Ankes überschäumender Kraft zum Opfer gefallen.

Was nur solche Kraftentwicklungen begünstigt? Ich kann mich da an gar nichts erinnern. Und es gibt viel zu sehen. Delphine, die gemeinsam mit Nazca-Boobys fischen gehen. Und:
„Ich sehe Blas!“
„Wo?“
„Auf ein Uhr!“
„Mensch, da sind ja ganz viele Wale, und da auch. Und da auch!“
„Hoffentlich kommen die nicht zu nahe!“
„Hm hm.“
„Mist, die kommen ja überhaupt nicht näher, so war das auch nicht gemeint...“

Die Gesellschaft ist mit Tauchsport beschäftigt, da hält man sich mit so einem läppischen Bötchen wie dem unsern nicht weiter auf. Ist doch klar. Die Tage vergehen. Der Wind ist freundlich und pustet uns zügigst voran. Wir segeln ein Rekordetmal: 167,7 Seemeilen. Das muß man sich auf der Zunge zergehen lassen. Und das bei Gegenstrom. Nur weiter so. Und tatsächlich, wir stürmen voran und beginnen von einer Rekordüberfahrt zu träumen. Vielleicht schaffen wir es in 20 Tagen? Oder wenigstens 21. Wäre eigentlich mühelos zu schaffen. Wir fiebern uns voran. Sind aber auch mit diesem und jenem und Fischfang beschäftigt. Freundliche Thunfische versorgen uns mit leckerem Frischfleisch. Zwei Tage lang durchsegeln wir ein endloses Feld springender Thunfische. Was geht hier vor? Grenzenloses Jagdvergnügen? Einen Gelbflossenthun können wir täuschen und angeln ihn. Dann sitze ich stundenlang auf der Kante, um einen Thun im Sprung zu fotografieren. Bis ich entdecke, dass wir Begleiter haben. Ein oder zwei Thune schwimmen kontinuierlich neben uns her. Pendeln mal hierhin, mal dorthin, aber bleiben immer steuerbords neben uns.
„Man ist ja dämlich. Da schleppt, man ständig erfolglos die Angelleine achteraus, dabei braucht man doch nur den Köder hier neben dem Boot ins Wasser zu tauchen.“
„Das kommt nicht in Frage, dieser Thun ist unser Wegbegleiter.“
„Na ja, man kann ja mal laut denken.“
Also, dieser Thun hat Glück und landet nicht im Kochtopf oder auf dem Sashimibrett. Am 28. Februar, nach 11 Tagen und 1 Stunde unserer Fahrt, um 08:25 morgens feiern wir Bergfest. Die halbe Strecke ist geschafft. Und wir befinden uns an dem Punkt, der von jeglichem Land auf dieser Erde am weitesten entfernt ist. Wir haben 5 Windstärken, 6/8 Bewölkung, es ist warm, und das Boot läuft mit 6,8 Knoten über Grund. Bei leichtem Gegenstrom. Darauf gibt es später einen Sherry. Ansonsten begeht Anke den Tag prosaisch-profan mit Schimmelbekämpfung. Am nächsten Tag sichte ich in der Morgendämmerung den Merkur. Erstmals in meinem Leben. Ist viel besser zu beobachten, als ich immer dachte. Aufschrei aus der Doppelkoje. In meinem Halbdämmerzustand – nix Alkohol, schlichter Schlaf bitte schön – verstehe ich anfänglich nur Bahnhof, Schuppenhof, Schuppenüberall. Was ist los? Wieso ein Fisch in der Koje? Was für ein Quatsch. Ein Fisch in der Koje? Mit einem Mal bin ich hellwach. Da hat sich doch tatsächlich ein fliegender Fisch nächtens durch ein Luk in die Koje begeben und ausgerechnet beim dort gelagerten Computer von einigen seiner Schuppen entledigt. An Deck finden wir einen zweiten. Schön blöd, können wir nun sagen. Spart uns das Fischen und bringt uns Bratfisch zum Frühstück.



Leider steht der Wind nicht durch. Gar nicht so weit von unserem Ziel entfernt beginnt er zu schwächeln. Mittels Blister versuchen wir das Möglichste aus dem Lüftchen herauszuholen. Ruhige Tage. Anke putzt schimmelnde und treibende und faulende Kartoffeln und näht Nähte der Sprayhood, des Großsegelkleides und eine Gastlandsflagge für Tonga. Ich zerlege Ladegeräte und löte daran herum, kümmere mich um die Frischfischversorgung. Lasse mich auch an einem Festmacher hinterher schleppen. Das erfrischt und ködert auch. Vielleicht? Vielleicht nicht? Und wenn doch einer anbeißt? Schnell bin ich wieder an Bord. Aus der Rekordfahrt wird es nichts mehr. Dafür zeigt sich endlich mal ein richtiger Passathimmel. Fast wie aus dem Reiseprospekt. Einmal regnet es sogar und ich nutze die Gelegenheit zur Naturdusche. Aber man stelle sich das vor: ein mal Regen während der ganzen Überfahrt. Das gibt doch zu denken, oder? Am Morgen des 22. Tages entdeckt Anke Fatu Hiva am Horizont. Ganz schwach. Eine hohe Insel. So weit entfernt, dass wir sie am gleichen Tag nicht mehr erreichen können. Drehen daher in der Nacht bei und lassen uns an ihrer Nordküste entlang treiben. Mit dem ersten Dämmerlicht geht's wieder los. Mangels Wind mit Maschine. Der dunkle, nächtliche Klotz wird eine klüftige, strukturreiche, teilweise bizarre grüne Insel. Aus einem Einschnitt quillt der Schemen einer abregnenden Wolke. Dort müssen wir hin. Die Wolke verweht. Eine tief eingeschnittene Bucht öffnet sich. Ankernde Segelboote. Und phallusähnliche Felsformationen, die der Bucht ihren Namen gaben. Wir tasten uns herein, fahren Erkundungsschleifen und setzen dann den Anker in 12 m Wassertiefe. Etwas dicht an den nördlichen Uferfelsen, aber wir sind ja patagoniengehärtet, da schreckt uns so was nicht, gelle. Die Maschine schweigt wieder. Relative Ruhe kehrt ein, und die Düfte des Landes dringen auf uns ein. Die Relativität der Ruhe wird durch Hahnengeschrei und Vogelgezwitscher unterstrichen. Und die Nasen kitzelt der Rauch von Koprafeuern, gelegentlich verweht von schmeichelndem Blütenduft. Dann ein sanftes Plopp, ein schaumiges Zischen: mit argentinischem Schampus, Chandon, aufgestockt in Peru, begießen wir unsere Ankunft.

Mit großem Misstrauen begegnen wir dem Schwell, der in die Bucht steht. An Bord ist er kaum zu merken, aber die brechenden Wellen, die er am Ufer erzeugt, lassen uns zögern. Andererseits, wir können ja nicht die ganze Zeit an Bord verbringen. Wozu sind wir in die Südsee gesegelt? Wir raffen unseren ganzen Mut zusammen und tuckern mit dem Dingi los. Und wieder erwarten, die Landung auf dem Slip des Dorfes, von einem Wellenbrecher geschützt, klappt besser als erwartet. „Kaoha nui!“ schallt es uns entgegen. Willkommen auf tahitianisch. Oder polynesisch. Oder nur marquesisch? Jedenfalls, der Sinn ist klar. Uns gegenüber stehen ein paar Südseemädels in aller ihrer Fülle und begrüßen uns freudig. Blumenketten gibt es zwar nicht, aber ein allgemein herzliches Willkommen. Ganz nebenbei weist man uns darauf hin, dass das da – dem gestreckten Zeigerfinger folgen – der Gendarm sei. Aha. Das ist der Mann, bei

dem wir uns melden sollen, denn Hanavave ist kein Einklarierungshafen. Das ist Papeete auf Tahiti. Und Hanavave ist nicht einmal ein Hilfseinklarierungshafen wie Atuona auf Hiva Oa. Ganz offiziell dürfen wir also gar nicht hier sein. Es liegt ganz im Ermessen des Dorfsheriffs, ob wir hier sein oder sogar etwas bleiben dürfen. Der Dorfsheriff sieht uns nicht, obwohl er uns hat ankommen sehen. Wir sehen ihn auch nicht. Und so halten wir es von nun an. Wir sehen ihn aber wirklich nicht, außer am heutigen Tage. Ehrlich. Unsere amerikanischen Segelfreunde haben da mehr Pech und sie werden meist gesehen. Und dann dürfen sie oft nur noch eine Nacht bleiben und haben sich zu trollen. Sie sind überhaupt arm dran. Der niedrige Dollarkurs macht ihnen das Leben ungewohnt teuer, aber schlimmer noch, niemand hier will ihren Yankee-Dollar. Der Euro ist gefragt. Es bleibt ihnen nur, auf den Warentausch umzusteigen. Machen wir übrigens auch. So wechseln T-Shirts und Parfümprobenfläschchen gegen Obst von einer zur anderen Hand. Der echte Knaller sind hier die Pampelmusen. Riesengroß, saftig, aber nicht zu tropfig, und zuckersüß. Armes Europa, was liefert man Dir nur für schauerliches Zeug. Einmal mit polynesischer Pomplemous vertraut, will man keine andere mehr.

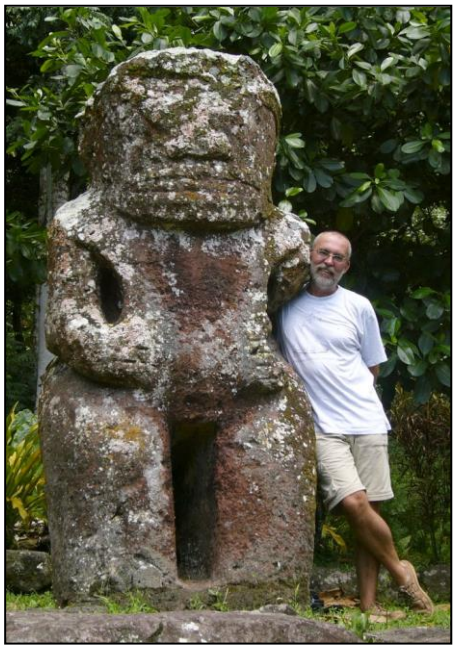
Und dann lädt Yvonne die Segler zum Essen. Gegen harte Währung natürlich. Es gibt rohen Fisch in Kokossauce, gebratene Bananen und Brotfrucht, Papaya-Salat und mehr. Und Riesenmengen, denn der Polynesier ist gerne und viel, was allgemein unübersehbar ist. Dennoch, hier kommt frau auf ihre Kosten. Ist der weibliche Bevölkerungsteil fast durchgängig zwischen barock und megabarock gelagert, zeigt der männliche Teil doch eine deutlich sportlichere Tendenz. Natürlich gibt es auch hier Superschwergewichte, doch dem stehen zahllose muskulöse, athletische, rundum attraktive Mannsbilder entgegen. Nicht umsonst findet Anke auch an den zweikämpfenden Athleten auf dem Fußballfeld, oft ohne Hemd das Muskelspiel der flächig tätowierten Haut zeigend, großen Gefallen. Lange war das Tattoo wie vieles andere auch unter dem Bannstrahl der Autoritäten und der Kirchen verschwunden, doch mittlerweile werden die überlieferten Traditionen wiederbelebt. Tattoos sind groß in Mode – und sie wirken auf den braunen Südseekörpern auch wirklich besser als auf blasser Europäerhaut – aber auch der Pareo wird wieder getragen, die Blüten der Tiare Tahiti stecken nach wie vor hinter dem Ohr, rechts bei vergebenen, links bei freien Herzen, olala. Und im Haar der Damen ist oft ein Kräuterbouquett eingearbeitet, Parfume naturelle. Das unweit gelegene Ohr allerdings von einem Handy verdeckt. Wir entdecken Tradition und Moderne vollständig miteinander verwoben.

Mit dem Auto, samt Chauffeur und gemeinsam mit Douwe, einem Niederländischen Lansmann gemietet, besuchen wir den Nachbarort. Den einzigen, den es hier noch gibt. Hier treffen wir auf einen älteren Herren, bei dem wir frühstücken können, und der viel zu erzählen und zu zeigen hat. Wie alle hier schnitzt er in Holz, aber er fertigt auch Kopien traditioneller Steinwerkzeuge und die riesigen Pahus. Richtige Blickfänger. Was das ist? Werkzeug zum Krachmachen. Eine oft mannshohe Trommel. Und unser Gastgeber hat als Kind noch Torreydal gekannt. Und es gibt eine alte Frau im Dorf, die kennt ihn noch viel besser und erzählt gerne von ihm. Wer sich hinter dieser Verballhornung versteckt, wird unten deutlich.

Da man hier viel weniger Seglern begegnet als in Hanavave, werden wir hier noch mit Obst beschenkt, für das man in der Nachbarbucht zahlen muß. Nach traumhaft entspannten Tagen geht es weiter. Wir verwerfen die Idee, direkt nach *Hiva Oa* zu gehen, um einzuklarieren. Die Gendarmerie, bei der man das macht, ist am Wochenende geschlossen. Lieber verlagern wir uns nach Tahuata. Nach einem Abstecher in der von Eric Hiscock zu einer der drei schönsten Ankerbuchten der Welt gezählten Bay, die wir gar nicht so toll finden, und die wegen dieses Ruhms auch reichlich bevölkert ist, begeben wir uns in die *Hanatefau* Bucht, auch als Fruit Bay bekannt. In der Nachbarschaft des Dorfes *Hapatoní*. Und wir sind ganz allein. Beim Ankern gibt es Irritationen, als und der Wind unvermutet entgegen der Spielregeln auf den Strand zu treiben versucht.
„Ach, ich habe ganz vergessen, dass mir Nicola sagte, dass der Wind hier abgelenkt wird und verkehrt in die Bucht steht.“ Schnell bringen wir etwas Sicherheitsabstand zwischen uns und das Ufer. Dann

erkunden wir das absolut gemütlich Dorf. Ein „ich bin kein hässlicher Amerikaner“ macht uns mit Knochenschnitzer Cyril bekannt. Er hat sich bereits mit jungen Jahren aus Papeete in die abgeschiedene Idylle der Marquesas zurückgezogen und widmet sich hier seinen beeindruckenden Schnitzarbeiten, vervollständigt seine Halbkörpertätowierung und trainiert im Renn-Auslegerkanu für die Meisterschaften auf Tahiti. Wir müssen weiter. Kirsten und Philip werden erwartet. Daher steht als nächstes Atuona auf dem Programm. Hilfseinklarierung auf Hiva Oa. Geht schnell und formlos für uns Europäer. Den US-Amerikanern dagegen wird die Kehrseite ihrer Angst- und Grenzneurosen gezeigt, und sie müssen geduldig langwierige Einklarierungsprozeduren ertragen. Nach dem Motto, wie Du mir, so ich Dir. Über den Liegeplatz wird viel gemäkelt, aber an sich ist er okay. Kann halt mal sehr rollig sein, gelegentlich läuft die einrollende Welle brechend durchs Ankerfeld (sehr spektakulär). Und er ist halt etwas eng, was zur Benutzung des Heckankers zwingt. Beim Aufholen breche ich mir fast das Kreuz. Natürlich durch eigene Dummheit, was Anke vorwurfsvoll konstatiert.

In Hiva Oa gibt es ein paar touristische Pflichtübungen, die auch uns ihren Bann ziehen: der Besuch der Gräber von Jaques Brell und Paul Gauguin sowie des Gauguin-Kulturzentrums, dass eine hübsche Sammlung interessanter Kopien zeigt und den Künstlernachwuchs tatkräftig unterstützt. Das Haus, in dem Gauguin wohnte ist heute Bestandteil des Kulturzentrums. Im Vergleich zu vielen anderen hat er trotz seiner beschränkten Mittel recht großzügig gewohnt. Eine Rundfahrt gemeinsam mit Patrick, Tiffany und Ozanne, dem heimischen Fahrer, bringt uns auf die andere Seite der Insel mit ihren tief eingekerbten Buchten und den in den Tälern großflächig hinterlassenen Steinplattformen, die ahnen lassen, wie bevölkert die Insel einst war. Jede Plattform trug eine „Wohnhaus“. Auf Zeremonienplätzen häufen sich Tikis, steinerne Figuren in verschiedenster Größe. Diese Figuren sollen angeblich Thor Heyerdahl zu seiner These über die Besiedlung Polynesiens von Amerika aus angeregt haben. Auf einer kleinen Plantage schottischer Einwanderer erleben wir einen kleinen Eindruck der hiesigen Landwirtschaft und erstehen getrocknete Bananen, eingesalzte Limonen und Bananenessig. Mal sehen, was man daraus zaubern kann.



Und dann heißt es schon wieder Abschied nehmen. Die schroffen Berge Hiva Oas und Tahuatas wandern langsam und verblassend achteraus, der ihnen anhängende windarme Seestreifen ärgert uns, aber bald geht es munter voran, und am nächsten Tag laufen wir in Nuku Hiva ein, wo wir morgen Kirsten und Philip vom Flughafen abholen wollen.

Mittlerweile sind die beiden schon wieder in zurück in Los Angeles, wir waren auf den Tuamotus und auf Tahiti, und Anke befindet sich nun sogar schon in Deutschland, wo sie wieder in den deutschen Brötchen-Verdien-Alltag einsteigen muß. Welche Jammer und Gestöhn allerseits. ☹ ☹

Liebe Grüße Euch allen und immer fair winds and smooth sailing (auch an Land)

Martin + Anke

Wer mehr Bilder von diesem Abschnitt unserer Reise sehen will, wird sie demnächst im Tagebuch- und Bilder-Teil auf unserer Webseite finden. Da wir Klagen hören mußten, daß wir in den SOMs zwar auf unser Tagebuch verweisen, aber die website nicht angeben, nun, hier ist die NEUE Adresse: www.sy-justdoit.de Auf der alten Web-Adresse finden keine Aktualisierungen mehr statt.

Zu den Bildern in ihrer Reihenfolge:
Vor Floreana sind die Segel gesetzt: auf über den Pazifik – Manchmal wie auf dem Rio Parana – Aber auch anders: viel Arbeit – Haifischköder – Jumpin´ Jack – Wir blistern dem Sonnenuntergang hinterher – noch aus Portugal: Portwein auf den landfernsten Punkt der Reise – Fatu Hiva am Morgen – Hanavave Bay mit JUST DO IT- Parfume naturelle mit Lorena – Anke mit neuem Erziehungsinstrument: Totschläger von Serges Opa – Marquesische Landschaft, die Hanavave Bay – Krachmacher – Schnitzer Cyril posiert mit Tatoos – Ein Tiki und eine Kopie – Sozusagen ein Blumengruß, auch wenn es nicht die Tiare-Blüte ist